

SONNE

Küsnacht — Zürich

Erzählungen aus dem Sonne Boutiquehotel



SONNE

Küsnacht — Zürich

Aus der Vergangenheit der alten Küsnachter Herberge

Eine gewisse romantische Aura, gemischt aus Fernweh, Abenteuer und heimeliger Gemütlichkeit, umgibt das Gasthaus „Sonne“ seit jeher. Der im Spätmittelalter erbaute Turm mit dem Pyramidendach erinnert an trutzige Ritter, und im stattlichen Hauptgebäude aus dem Barock könnten ohne weiteres die drei Musketiere absteigen. Um 1600 wird die „Sonne“ erstmals als „ehrhafte Taverne“ bezeichnet, was so etwas wie ein Schank- und Beherbungsrecht auf ewige Zeiten bedeutet. Lange Zeit war sie zudem anerkanntes „Gesellenhaus“, wo wandernde Handwerksburschen Unterkunft fanden. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts wurde die „Sonne“ von der gleichen Familie bewirtschaftet, wovon der imposante Stammbaum in der Buurestube zeugt. Acht Generationen der Küsnachter Familie Guggenbühl sahen in Küche, Keller und Gastzimmer nach dem Rechten und bewohnten das weitläufige Haus zusammen mit dem Gesinde und den Gästen.

Professoren Tisch und Frühsportler

Von einer bunt gemischten Gästeschar berichtet auch Rosmarie Guggenbühl-Stutz vom letzten Zweig der Wirtedynastie. 1957 hat sie zusammen mit Ehemann Werner Hotel und Restaurant übernommen und dreieinhalb Jahrzehnte lang die Hochs und Tiefs eines Landgasthauses erlebt. „In den Gaststuben herrschte oft ein richtiges Sprachenbabylon“, erinnert sich die heute 82-jährige. „Schwyzerdütsch von den Einheimischen, daneben Italienisch und Französisch, dazu ein ganzer Reisecar voller britischer Touristen. Im Restaurant gab es den Professorentisch, an dem sich die Herren Professoren von ETH und Uni mit hiesigen Gelehrten trafen. Wehe, wenn sich da ein Nicht-Akademiker hinsetzte – da gab es schiefe Blicke!“ Das benachbarte C. G. Jung-Institut war vertreten mit drei Dozentinnen, die sich gleich über Jahre hinweg im Hotelzimmer einmieteten. Eine Schülerin von ihnen begann den Tag schon vor sechs Uhr früh mit Seilspringen im Zimmer – „nicht gerade zu unserer Freude.“ Trotz Frühsport waren die Jungianerinnen eher ätherische Wesen, wie sich die Wirtin erinnert. „Wenn sie in der Gaststube vor ihrem Tee sassen und daneben die Kartenspieler mit ihren Zigarren...- da trafen Extreme aufeinander!“ Auch Carl Gustav Jung selbst, den grossen Seelenforscher, traf man oft in der „Sonne“ an, das letzte Mal im Juli 1960, als er zum 85. Geburtstag das Ehrenbürgerrecht von Küsnacht verliehen erhielt. „Dass die Urkunde im Turmzimmer überreicht wurde, muss ihn besonders gefreut haben. Er selbst hat sich seinerzeit am Obersee eine kleine Burg gebaut, eigenhändig.“ Überhaupt, dieser mittelalterliche Turm! Wo man heute romantische Gästesuiten betritt, wohnte in den 1960er Jahren die Wirtfamilie selbst. Die Wände, aus natürlichen Feldsteinen gemauert, trugen an manchen Stellen keinen Verputz, und in den Ritzen und Spalten fanden sich oft seltsame Dinge. „Einmal fischte ich eine noch gut erhaltene Lichtputzschere heraus“, erzählt Rosmarie Guggenbühl. „Dahinter steckte ein ganz klein zusammengefalteter Brief, weit über hundert Jahre alt, aber noch gut leserlich. Der Inhalt war herzerreissend: Kurz vor der Einschiffung in Holland wendet sich ein Auswanderer aus dem Kanton Glarus an seinen Sohn, welcher zurzeit Hausbursche in der Sonne war, und bittet ihn, sich um die Familie zu kümmern: „Er selbst sehe keine andere Lösung als die Flucht nach Amerika.“

Gekrönte und ungekrönte Häupter

Auch wenn im Verlauf der Jahre die Ansprüche stiegen und das gutbürgerliche Dreisternehotel ohne weiteres einen vierten Stern reklamieren konnte, blieb es bei der sympathischen Durchmischung der Besucher. So fanden sich in der Buurestube einheimische Gäste

SONNE

Küsnacht — Zürich

durchaus plötzlich Tête-à-Tête mit der holländischen Prinzessin Christine, der Schwester der amtierenden Königin Beatrice. Oder sie trafen am Empfang auf Lord Anthony Snowdon, den angesehenen britischen Fotografen – besser bekannt freilich als Ehegatte von Prinzessin Margret, und damit als Schwager von Königin Elizabeth. Und dann die Künstler! Dass man in den Gaststuben häufig auf die ungekrönten Könige des Showbusiness traf, hatte mit der Verwendung des angebauten grossen Saals zu tun. Wo sich heute schmucke Gästezimmer auf zwei Etagen vorfinden, hielt sich bis in die 1960er Jahre ein kleines Filmstudio für Innenaufnahmen und anschliessend ein Tonstudio. Sodass erstaunte Gäste im Seegarten dem populären Heinrich Gretler zuschauen konnten, wie er in einer Drehpause den Haushund mit einem Cervelat fütterte. Der Bernhardiner Arol und der knorrige Darsteller des Alpöhi in der weltweit erfolgreichen „Heidis“-Verfilmung passten erstaunlich gut zusammen. Das galt etwas weniger für Schnulzensänger Vico Torriani, damals enorm populär als Showmaster im deutschen Fernsehen: Nur mit Mühe liess sich der Star bewegen, seinen Wagen korrekt zu parkieren. Dem fröhlichen Geist des Hauses entsprach da viel eher die quirliche Lilo Pulver, auch sie in eben diesen Jahren mit Filmen „Das Wirtshaus im Spessart“ oder „Piroschka“ zu Ruhm gelangt. Einer Küsnachter Männerrunde, die Lilo Pulver als Hauptdarstellerin in der Gotthelf-Verfilmung „Ueli der Knecht“ entzückt hatte, lud sie spontan zum Apéro in der Buurestube ein. Es war der Auftakt zu einer Verwechslung, die ohne weiteres in eine typisch Pulversche Filmkomödie gepasst hätte. Als nach einer zweiten Flasche die Zeit knapp wurde, bat Lilo nämlich den Hausburschen, ihr Gepäck im bereitstehenden roten Studebaker vor dem Haus zu verstauen. Was dieser auch tat – nur dass die hübsche Diva den Kofferraum leer fand, als sie endlich zur Abfahrt bereit war. Es stellte sich heraus, dass die Koffer in einem Auto von gleicher Marke und Farbe gelandet waren. Dessen Besitzer hatte unterdessen nichts ahnend das Weite gesucht.... Er liess sich indes bald ausfindig machen und kreuzte schmunzelnd wieder vor der „Sonne“ auf; die kleine Komödie wartet aber immer noch auf den Drehbuchautor, der das Script weiterspinnet. Vielleicht hätte sich Max Frisch des Stoffes annehmen sollen. Frisch, dessen eben erschienener „Gantenbein“ mit einer Menge komischer Szenen aufwartet, war damals oft oder in der Gaststube anzutreffen, manchmal sowie Ephraim Kishon – auch der ein Experte für skurrile Geschichten. Neben ihnen unterhielten sich vielleicht Bruno Stanek, Heiner Gautschi oder Erich Gysling: Grössen des hiesigen Fernsehens, dessen Studios im Seefeld nur eine kurze Busfahrt vom sympathischen Treff vor der Anlegestelle der Zürichseedampfer entfernt lagen.

„Historic Hotel“: Freuden und Leiden

Weitere Grüsse aus einheimischem und internationalem Showbusiness fanden sich in der „Sonne“ ein, als zu Ende der 1960er Jahre ein Tonstudio an die Stelle des etwas karg ausgerüsteten Filmstudios trat. Bei Alfred Braun, dem ehemaligen Tonopérateur des Schweizer Fernsehens, nahmen die als „kesse Göre“ populäre Gitta oder der erwähnte Schnulzenkönig Torriani ihre Lieder auf. Margrit Rainer und Ruedi Walter, ein beliebter Volksschauspieler paar, setzte sich für eine Aufnahmepause an den Künstler tisch der vorderen Stunde; tags darauf fand man auf den gleichen Stühlen Zürcher Kabarettisten wie Ines Torelli oder Jörg Schneider. Hunderte von Kinderhörspielen rund um Kasperli oder Pumuckl, in den Kinderstuben heiss geliebt, entstanden im ehemaligen grossen Saal – und dies durchaus unter Mitwirkung der Wirtefamilie. „Einmal brauchte es für eine Aufnahme das Klirren von zerschlagenem Geschirr“, erinnert sich Romarie Guggenbühl. „Ich suchte in den Schränken lädierte Teller und Tassen zusammen, wie man sie in jeder Gaststätte findet. Und hatte dann das

SONNE

Küsnacht — Zürich

Vergnügen, sie im Studio aufs Stichwort hin auf den Boden klirren zu lassen.“ Dass sich Showbusiness-Leute und Autoren wohlfühlten in der gemütlichen und traditionsreichen Atmosphäre, leuchtet auf Anhieb ein. Lange bevor sich der Begriff der „Swiss Historic Hotels“ eingebürgerte, konnte sich die „Sonne“ zu dieser Kategorie zählen. Das Etikett hatte aber auch seine Kehrseite. Neben imposanten alten Schränken und Truhen schmückten kleine Familienerbstücke wie Vasen oder Kerzenständer die Korridore – ungesichert. Erst viel später ertappt wurde ein Zechpreller, der eine ganze Anzahl Antiquitäten in seinem Gepäck verstaute, bevor er sich, ohne zu zahlen absetzte. „Bei einer gestandenen Frau Professor“ – so die Wirtin –, „kam ich aber gerade noch rechtzeitig hinzu, wie sie ein altes Messingväschen vom Gasthaustisch in der Handtasche verschwinden liess.“ Zur Kehrseite der altväterischen Ambiance gehörte auch, dass die Gästezimmer im alten Haus einzeln beheizt wurden, mit Brikettöfen – und dass Tisch- wie Bettwäsche in grossen Haufen ins Waschküchen wanderten. Wo allwöchentlich in riesigen, über Holzfeuer beheizten Kesseln das seifige Wasser von morgens bis abends blubberte. Die mechanischen Hilfsmittel und die Zentralheizung, die dann in den 1960er Jahren Einzug hielten, verringerten den Personaldruck auf der einen Seite, dafür stieg er auf der anderen Seite dank wachsender Bettenzahl an, sodass der Personalbestand während der Area Guggenbühl-Stutz in etwa gleich blieb: Rund zwei Dutzend Mitarbeitende für 45 Betten und Restaurantbetrieb zählte man im Jahre 1993 beim Verkauf des Betriebs an eine Hotel-AG. Zusätzlich Aufwand brachte auch ein Vertrag, den man mit der Schifffahrtsgesellschaft vom Zürichsee eingegangen war. Bis 1986 wirkte die Belegschaft der „Sonne“ im Sommerhalbjahr beim Anlegen der grossen Ausflugsdampfer mit. Steuern die „Linth“ oder die Dampfschiffe den grossen Landesteg an, musste jemand aus dem Betrieb – meist die Wirtin selbst – das aus dem Schiff zugeworfene Haltetau über den entsprechenden Pfosten streifen, worauf das eigentliche Anlegemanöver erst begann.

Bernhardiner als Attraktion

Es war eine Arbeit, der jemand besonders eifrig oblag: Haushund Arol, der Bernhardiner. Nähert sich ein Ausflugs Dampfer, den er über das Motorengeräusch sehr wohl von den ebenfalls hier anlegenden kleineren „Schwalben“ zu unterscheiden wusste, preschte er bellend zum Steg, packte das Tau noch im Flug mit den Zähnen und schleppte es an den richtigen Ort. „Manches Mal hatte ich es seinem Bellen zu verdanken“, weiss Rosmarie Guggenbühl zu berichten, „dass ich das Anlegen nicht versäumte. Arol, der Hafengehilfe, war eine regelrechte Attraktion. In- und ausländische Zeitungen berichteten über ihn, und auf dem Schiff selbst bestürmten die Passagiere das Personal ‘Wann legen wir an der Station mit dem Hund an?’ Er war eine Legende.“ So etwas wie eine Legende, jedenfalls einzigartig in seiner schmucken Biedermeierpracht, war – und ist – der Festsaal im ersten Stockwerk, 1839 als Anbau errichtet. Auch er bedeutete zusätzlichen Aufwand: Hier wurden Hochzeiten gefeiert und Jubiläen begangen, hier luden Vereine zum jährlichen Ball. Die zierlichen Blumenmotive an den holzgetäfelten und bemalten Wänden, das neue Deckengemälde, die von einer Reihe Kapitell gekrönter Holzsäulen gestützte Empore und die schimmernden Goldverzierungen überall – sie erinnern an eine unbeschwerter „Freut euch-des-Lebens“ Ära, die man gerade in den hektischen Konjunkturjahren wieder neu zu schätzen begann. Legenden ranken sich auch um den prächtigen Kristalleuchter, vom Durchmesser her grösser als ein Wagenrad und im Dachboden mit einer Winde Vorrichtung versehen, mit der er zum Reinigen auf Brusthöhe gesenkt wird. „Zu Urgrossvaters Zeiten liess man ihn vor allem zum Nachfüllen des Lampenöls herunter“, so die einstige Hausherrin. „Einmal, als ein Fest bevorstand, beorderte

SONNE

Küsnacht — Zürich

man einen Hausknecht zu dieser Arbeit. Als man ihn nach langem Warten suchte, fand man ihn am Leuchter baumelnd... er hatte sich erhängt. Es heisst, der Wirt habe ihn kurzerhand herunter geschnitten und in der Remise wieder aufgeknöpft. So konnte das Fest stattfinden und der Saal geriet nicht in einen schlechten Ruf. Tot ist tot, hat sich der Wirt wohl gesagt. Ob man am Kronleuchter hängt oder am Balken.“ Prominente Gäste fanden sich auch im Biedermeiersaal ein- so etwa der populäre St. Galler Bundesrat Kurt Furgler, der sich nicht zu gut war, bei einer Änderung der Sitzordnung eigenhändig beim Stühlerücken zu helfen. Ob er anschliessend die halbe Nacht durchtanzte, so wie viele Gäste, die sich vom stimmungsvollen Saal befeuern liessen? Wirtin Guggenbühl glaubt es kaum. „Aber man weiss ja nie. Viele Gäste haben mich schon verwundert gefragt, weshalb man hier stundenlang tanzen kann, ohne dass man am nächsten Morgen mit Gliederschmerzen aufwacht.“ Sie lässt sich nicht lange bitten, das Geheimnis zu lüften. Es ist der durchgehend gefederte Fussboden, der den Tanzenden Flügel verleiht. Aber dutzende Federn aus Stahl, im halb meterhohen Zwischenraum unter dem Boden verteilt, sorgen für dieses unerklärliche Gefühl der Beschwingtheit - das Geheimrezept eines biedermeierlichen Baumeisters, der es offenbar gut meinte mit den tanzlustigen Töchtern und Söhnen der Gemeinde. Und eine von vielen Besonderheiten, welche die einstige „ehrfache Taverne“ so einzig machen.